In Sarajevo. Von K. F. Kurz.

Eindrücke von Land und Leuten der bosnischen Stadt, wo der Weltkrieg seinen Ausgang hatte. — Türken und Kroaten. — An der Schwelle des Orients.

Spät in der Nacht lief unser Zug in die Station ein. Es stürmt und schneit. Trotzdem waren die Bahnsteige und die paar Räume des Bahnhofs mit Menschen überfüllt. Züge kamen und gingen — diese kleinen Züge, die so unscheinbar aussehen wie das struppige bosnische Pferdchen, vollbringen wie dieses durch ihre Ausdauer und Beharrlichkeit Großes.

Die Station liegt weit vor der Stadt draußen. Eine elektrische Straßenbahn besorgt die Verbindung.

Und auf der Straßenbahn war dasselbe Gedränge, wie in der Eisenbahn. Viele Soldaten fuhren mit, große strotzende Rucksäcke auf dem Rücken, die mehr Platz brauchten, als die Menschen selbst. Es fährt sich schlecht, aber man ist froh, daß man fahren kann.

Und das Hotel — es ist das beste in der Stadt; es hat große Zimmer, Zentralheizung, elektrisches Licht und schöne Möbel. Vor vier Jahren waren die Zimmer wohnlich. Seither aber geriet alles allmählich in Verfall. Man sieht diesen Verfall allerorts. Es fehlt an kundigen Arbeitern, die die Schäden ausbessern, es fehlt an geschultem Personal und es fehlt an Wäsche und Seife — besonders an Seife.

* * *

Es stürmt und schneit. Ganz fein und körnig schneit es.

Von meinem Fenster aus sehe ich in eine schmale Gasse. Eine Gasse mit langweiligen Häusern, Fassaden mit vielen sinnlosen Ecken und Kanten und Schnörkeln — wie es bei uns tausend langweilige Straßen gibt, wo stümperhafte Baumeister mit Mühe und Not und vielem Wust lange Häuserreihen bauen und offenkundig trachten, sie schön zu bauen.

Ueber die Dächer hinweg aber kann ich in ein paar ganz enge, ganz krumme und kleine Gäßlein des Türkenviertels sehen. Ueber die Dächer hinweg schaut die hohe runde Kuppel einer Moschee. Viele dünne Minaretts stehen in der grauen schweren Luft.

Der Schnee liegt auf allen Dächern, zeichnet jede Kante, jeden Vorsprung mit weißer Linie. Das ist es wohl, was die Gasse unter mir so häßlich und langweilig macht. Das ist es wohl, was aus den winkligen, buckligen Türkenhäusern, aus den elenden Hütten, aus Moscheen und Minaretts ein so zartes Gemälde macht.

Oder ist es der Gegensatz des Bekannten und des Neuen und Fremden?

Nein. Die Gasse unten ist langweilig, ist häßlich. Drei-, vierstöckige Häuser, Steinmauern mit vielen Fenstern, bald ein wenig blau, bald ein wenig gelb oder grün gestrichen. Breite Auslagen der Kaufläden, schmale Bürgersteige. Zerschmelzender Schnee füllt sie und macht sie noch unfreundlicher.

Viele solcher Gassen reihen sich an die eine; eine so langweilig wie die andere, überall dieselben Häuser — bis auf die paar großen, schönen Gebäude unten am Strande der Miljaka. Dort stehen ein paar prächtige Bauten, die jeder Stadt zur Zierde gereichen.

Gegensätze. Die Stadt der Gegensätze möchte man Sarajevo nennen.

Hier treffen Ost und West aufeinander. Zwei alte Kulturen. Sie mischen sich nicht; sie gehen nebeneinander her. Das ist das Auffallende.

Da, die nüchterne Geschäftsstraße, Kaufladen an Kaufladen, wo Kodakfilms, Toilettengegenstände und alle die tausend Dinge feilgeboten werden, die uns zum Leben wichtig und unentbehrlich erscheinen. Auf den Tischen der Kaufläden stehen große, weißglänzende Kassen, die rasseln und läuten und in großen Zahlen den Betrag angeben, den man schuldet. Zehn, zwanzig und mehr solcher Straßen gibt es. Man ist bei sich zu Hause. Dort, dicht hinter diesen Straßen aber liegt das Türkenviertel. Von meinem Fenster aus kann ich die Carsia sehen, den kleinen Marktplatz, und die Gassen der Basare, wo auch nicht ein Kaufladen mit Zahlkasse ist, wo die Häuser nur ein Stockwerk haben, wo auch heute, am Sonntag, der Moslim in seiner offenen Werkstatt arbeitet.

Eine Karawane bepackter Maultiere und Esel kommt über den Marktplatz, ein Tier hinter dem andern, langsam, zögernd. Im Hof einer türkischen Schenke verschwinden sie. Eine Gruppe alter Männer steht auf dem Markt, in Turban und bunten, weiten Mänteln. Sie scheinen Wichtiges zu verhandeln. Spaßige Kinder in Pluderhosen laufen durch den nassen, schmutzigen Schnee. Vermummte Türkinnen humpeln schwerfällig hin und her, anstatt des Gesichts sieht man unter der schweren Kapuze nur das schwarze Tuch. Soldaten mit feldgrauem Fez ... greifbar nah ist das alles und doch wieder so fern und unwahrscheinlich.

Dünn und hoch, beängstigend hoch, steigt das Minarett der alten Moschee in den Schneehimmel, eine schmale Galerie, ein spitzes Dach. Ein paar grüne Arabesken verzieren das weiße Gemäuer.

Wie gut doch dieses Grün in den schweren Wolkenhimmel hineinpaßt! Haben denn die Baumeister, die die langweiligen Häuser bauten und sie so häßlich anstrichen, das Minarett nie gesehen, im grauen Winterhimmel, oder im Sonnenschein — im Sonnenschein muß es noch schöner sein!

Schwer, voll bedrückender Ruhe ist der graue Schneehimmel. Ruhig ist die Carsia, trotz der vielen Menschen. Selbst in den engen Gassen, vor den Basaren ist diese befremdende Ruhe. Ruhe — das ist die Grundtugend des Türken.

Es ließe sich schön träumen am Fenster, die überschneite Türkenstadt vor den Augen. Anmutige Bilder würden die Träume füllen. Bilder, die etwas von dem fremden Duft längstvergessener Märchenbücher an sich haben. Wie zerflatternder Abendnebel tauchen seine Geschichten auf: vom reichen Kaufmann in der Basargasse, vom lustigen Handwerker, vom verliebten, zarten, mandeläugigen Mädchen, vom zerlumpten Bettler, von den Tauben auf dem Marktplatz — auch Tauben sind da, ganze Scharen ... Noch nehmen sie nicht feste Formen an, diese kleinen Geschichten; aber das macht sie nur um so köstlicher.

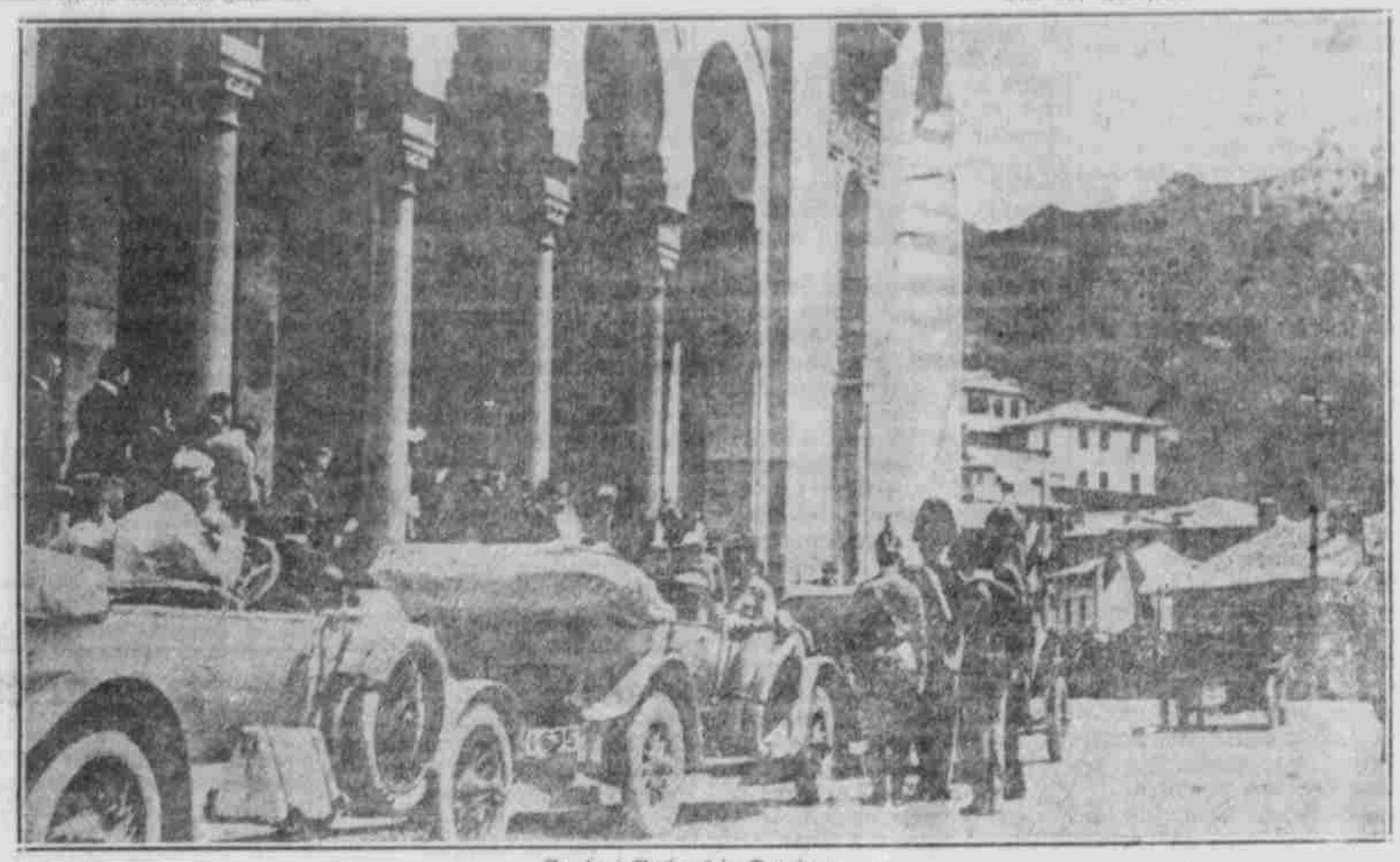
Lange ließe sich träumen von fremden Gassen, fremden Menschen — von einem Leben, das weit, weit hinter uns zurückzuliegen scheint, dessen ahnendes Erinnern unsere Seele mit leiser Wehmut erfüllt ...

Von der Straße herauf klingen schrill und kreischend heiße Knabenstimmen: „Bosnische Post" schreien sie und „Fremdenblatt"! — — „Neue Freie" ... „Waffenstillstand mit den Russen ... Zeitungen — Zeit—ung."

Das ist die Straße! Sie zerreißt den Zauber. Sie kennt keine Märchen. Sie kennt nicht die Ruhe.

Eine unsichtbare Mauer trennt die Türkenstadt von der Straße unten, ein breiter Graben, der scheinbar nicht zu überbrücken ist. Dasselbe Leben wogt noch heute, wie vor vielen hundert Jahren durch die engen Gassen mit den niedern kleinen Häusern. Wie vor vielen hundert Jahren handelt der Kaufmann in seinem offenen Laden mit Fellen und

Blick auf Sarajewo.



Vor dem Rathaus in Sarajewo.

Teppichen; wie seine Urahnen hämmert der Kesselschmied aus Kupfer, Messing und Silber seine Gefäße, gibt ihnen die alten schönen Formen, von denen wir heute nicht mehr wissen, woher sie stammen. Gläubig betet er seinen Koran, verneigt sich dreimal im Tag gegen Mekka, wo er das Ende der Himmelsleiter wähnt. Uralt ist der Schnitt seiner Kleider. Den Turban oder Fez nimmt er nicht vom Haupt. Keusch und unerbittlich streng vermummt er seine Frauen. Er kennt keinen Sonntag. Er fastet in Ramadan einen Monat lang, weil es Allah wohlgefällig ist. — Er geht durch die Straßen des Schwabo. Er merkt recht wohl, daß ihm der Schwabo hundert neue Dinge ins Land gebracht hat, die er nicht recht fassen kann: die Eisenbahn, die elektrische Straßenbahn, Telegraph; der Schwabo baute große, prächtige Häuser am Strande der Miljaka: Post, Justizpalast, Banken ... Ja, der Schwabo ist ein anderer Mensch, voller Unrast sinnt er stets auf Neues. Der Schwabo hetzt das Leben — und das Leben hetzt ihn. Dem Schwabo ist die Würde und die Ruhe des Moslims fremd. Er will sich nicht begnügen mit einem kleinen Plätzchen an der Sonne, mit einem kleinen Täßchen Kaffee und Tabak.

Was will eigentlich der Schwabo? Wohin drängt er? — Wohin wird er gedrängt?

Bosniens Hauptstadt. Vor einem Menschenalter war es ein verträumtes Provinznest, weit weg von der Welt. Serbo-Kroaten und Türken bekämpften sich, Raub, Mord, Plünderung verwüsteten das Land, bis die Oesterreicher kamen und Ordnung schafften. Auch das ging nicht ohne Kampf und Blut.

Klug ließ Oesterreich-Ungarn dem okkupierten Land seine nationale Eigenheit. Bald fühlte sich der Türke wohl unter den neuen Verhältnissen. Unter den Kroaten aber stiftete die Irredenta Unheil.

In den heißen Junitagen vor fast vier Jahren wurde Sarajevo auf dem ganzen Erdenrund genannt. Heute ist es eine welthistorische Stätte.

Da wo eine der schmalen, unschönen Straßen auf den Abelquai mündet, ein paar Schritte von der Brücke über das Miljakaflüßchen, geschah der Fürstenmord. Noch heute ist die Tragödie der Stadt in lebendiger Erinnerung.

Eine Erztafel in der Straße bezeichnet die Stelle, wo das Automobil sich im Augenblick befand, als die verhängnisvollen Schüsse fielen, die als Echo in der Welt rundum tausendfachen Kanonendonner auslösten. Ein schlichtes Denkmal mit den Bildnissen Franz Ferdinands und seiner Gattin steht neben der Brücke. In einer roten elektrischen Glühbirne brennt das ewige Licht.

Genau bezeichnet man den Platz an der Straßenecke, bei dem Wirtshaus, wo Princip stand. Man zeigt dem Fremden den Weg, den der Mörder auf seiner Flucht nahm; man schildert die Verfolgung in allen Einzelheiten.

Wenige Schritte flußabwärts am Abelquai platzte damals die erste Bombe. Am eisernen Rolladen eines Kaufladens sieht man noch heute die Löcher der Sprengstücke. Jedes Kind in der Stadt kennt die Laterne, wo der Attentäter die Bombe anklopfte, um sie zu entzünden.

Ueber das schmale bescheidene Miljakabrücklein jagte also dann das Automobil nach dem Konak hin. Der Konak liegt an der leicht ansteigenden Berglehne hinter einer jungen Parkanlage mit kleinen Bäumen.

Der Fürstenmord, das war das große Ereignis Sarajevos und wird es auch ewig bleiben. Nie wird die Menschheit diesen fürchterlichsten aller Kriege vergessen können. Und nie wird sie vom Kriege reden können, ohne Sarajevo zu nennen.

Und als der Weltkrieg ausbrach, da zeigte es sich, daß die Irredenta klein und schwach war. Allerorts hört man es erzählen, daß die Bosniaken gleich in den ersten Tagen mit Sang und Klang aus den entlegensten Bergtälern herabströmten, um ins Feld zu ziehen. Seither haben sie an allen Fronten gekämpft. Daß sie sich gut schlagen, das weiß Freund und Feind. Tapfer, zäh, genügsam und wetterhart — der Bosniake ist der geborene Soldat.

* * *

Im Konak, der jetzt Gouvernementsgebäude ist, machen wir unsern Besuch. Der Landeschef für Bosnien steht aber just zur Abreise nach Wien bereit und weist uns an den Generalstabschef. Der Generalstabschef, ein junger, eleganter und liebenswürdiger Oberstleutnant, gibt uns als Führer durch die Stadt einen bosnischen Offizier, einen Beg, einen der Vornehmsten des Landes. Hochgewachsen ist dieser Beg, mit gebräuntem Gesicht, stark, bescheiden und bieder. Es sind prächtige Menschen, diese Bosniaken!

Die Türkenstadt, die ich am Morgen vom Fenster meines Hotelzimmers aus gesehen, durchwandern wir nun. Die kleinen Gassen, in die ich von fernher einen Blick getan, nehmen uns jetzt auf. Und sie gewinnen dadurch an fremdartigem Reiz und verlieren nicht.

Es schneit noch immer. Große, nasse Flocken. In den Gassen schmilzt langsam der Schnee der Nacht. Schmutziges Eis aber füllt die Rinnen und Löcher zwischen den Steinen. Von den niedrigen Dächern tropft es. Große, laute Tropfen, die hart aufschlagen und verspritzen. Jedoch Schnee und Eiswasser und die laut klatschenden Tropfen stören nicht das bunte Leben der Carsia. Langsam und würdig stapft der Bosniake in seinen Opanken — den dünnen Lederpantoffeln — durch den Schneebrei; Kinder spielen, da und dort steht eine kleine Gruppe beisammen. Niemand fürchtet sich hier vor kalten Füßen.

Das sind wieder die engen Gassen der alten Märchenbücher, die offenen Basare, die Gestalten, die Trachten und die Farben. Kleine Holzhäuschen, in den Auslagen schöngeformte Metallgefäße, kostbare Teppiche, tausend hübsche, fremdartige Dinge, kleine offene Werkstätten, wo unscheinbare Menschen mit den einfachsten Werkzeugen alle diese hübschen Gegenstände verfertigen.

Das ist der Orient. Die winkligen Gassen und Treppen, die engen Türen, hinter den kleinen Häusern die großen, einfachen Umrisse der Moscheen, die langen, himmelanstrebenden Linien der Minaretts. Das ist der Orient mit seinen bunten Bildern, seinen Farben, seiner Sorglosigkeit. Ueber allem liegt, wie ein weicher, wehmutsvoller Schimmer, der Verfall.

Schief, verlottert sehen manche der Kaufläden aus, armselig und wertlos, wie altes Gerümpel. Und doch kostet hier der Quadratmeter Boden tausend Kronen und mehr. Und die kleinen Basare werfen eine Miete ab, wie sie die großen, breiten Handelshäuser hinten in den Straßen des Schwabo wohl kaum erreichen.

Eh die verhängnisvollen Schüsse an der Miljakabrücke fielen, waren hier goldene Zeiten. Jetzt aber ist die Not auch in die engen, winkligen Gassen eingezogen; wenn die Not hier auch nicht ganz das fahle Gesicht hat, wie oben in den Großstädten.

Vom Marktplatz steigt ein steiles, holperiges Sträßchen empor zur alten Scheriatsschule. Eine hohe, gelbe Mauer, einer mittelalterlichen Klostermauer vergleichbar, schließt die Schule gegen das Leben der Stadt ab. Eine Pforte, mit Rundbogen und Arabesken verziert, führt auf den innern Hof. Der innere Hof ist ein Säulengang, der einen leise plätschernden Brunnen umschließt, kahl, schmucklos. Viele kleine Türen münden in den Säulengang, wie Klosterzellen. Die Türen sind alle geschlossen. Still ist es hier. Man hört keinen andern Laut, als das leise Plätschern des Wassers.

Nur ein Schritt, und man steht wieder jenseits des [illegible]. Man sieht von den obersten Stufen der Treppe hinein in das nimmermüde, ruhlose Leben der kleinen Basargassen, in dieses Leben mit seinen tausend Gestalten und Farben. Nur ein Schritt — doch scheint der Weg so weit zu sein zwischen dem Treiben des Marktes und dem kleinen Säulenhof mit seinem plätschernden Brunnen. Zu andern Zeiten öffnet sich wohl das Tor nicht so leicht.

Von neuem schreiten wir durch die aufgeweichten Gassen. Zwei, drei Gassen, und man hat die Orientierung verloren, fände sich nicht mehr zurück.

Nicht weit ist es bis zur Begowa-Moschee. An die fünfhundert Jahre alt ist sie — ein ganz wundervoller Bau. Rundbogen, schlanke, zierliche Säulen, die Wände mit Ornamenten verziert, in zarten, feinabgetönten Farben. Wie bei allen Moscheen ist ihr Inneres ein einziger hoher Raum, dessen Decke die mächtige Kuppel bildet. Durch bunte Glasscheiben fällt von ganz hoch oben das Licht herein, schimmert von den hohen Wänden mit den seltsamen Steinverzierungen wieder zurück, fällt nieder auf die alten kostbaren Teppiche, die den Boden bedecken.

Die Wirkung dieser vielen zarten Farben, die alle miteinander in Einklang gebracht sind, die eine gewissermaßen die andere ergänzend, ist von einem erhabenen Ernst. Die Leere, die Höhe des Raumes, das weiche Licht, das kaum sichtbare Schatten wirft, die hundertjährigen gewaltigen Teppiche, die schon unendlich viele Gebete hörten, und die verschwiegen jeden Laut dämpften, die wunderlichen, verschlungenen Schriftzüge an den Wänden, die Namen Allahs, Muhameds, Koransprüche — das alles stimmt feierlich.

Kein Bild, kein Gegenstand zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Alles ist untergeordnet dem Ganzen, alles ist nur Gefäß. Der Inhalt aber, das ist wohl der Geist dieses strengen, finsteren Gottes, vor dem tagtäglich Millionen knien, sich niederbeugen, bis die Stirne den Erdboden berührt ...

Beim Eintritt in die Moschee stülpte uns ein Diener unförmliche Lederpantoffeln an die Füße, um uns das etwas umständliche An- und Ausziehen der Schuhe zu ersparen. Keine Frau darf die Moschee betreten. Die Männer lassen an der Tür ihre Opanken. Fez und Turban aber behalten sie auf dem Kopf.

Wir behalten die Schuhe an den Füßen, wenn wir in unsere Gotteshäuser treten, dafür entblößen wir das Haupt. Wie verwunderlich sind doch die Menschen und ihre Götter!

Um die Moschee liegt ein Hof. Dort hat man in einem kleinen Kiosk den Erbauer der Moschee zur Ruhe gebettet. Ein großer, dunkler Sarkophag. Zu Häupten eine Rute mit einem Haar des Propheten. Tauben nisten unter dem niederen Dach. Ganz leise und gedämpft hört man hier das Leben in den engen Gassen jenseits der Mauer auf- und niederwogen, wie ein fernes, dumpfes Rauschen. Seit vielen hundert Jahren ruht der Baumeister hier, im Schatten seines Werkes, und Tauben trillern über seinem Grab, und das Leben in den engen Gassen geht an ihm vorüber, geht einen ruhelosen Schritt.

Ein paar andere Gräber sind noch im Hof, nur wenige. [illegible], die im Leben Großes vollbracht, ehrt man so. Auch der Vater unseres Führers, der zur Zeit der Okkupation Bürgermeister von Sarajevo war, ist unter ihnen.

Hier in dieser Türkenstadt liegt alles so nah beieinander — als ob das Land ringsum nicht noch Platz genug hätte. Eines der kleinen Häuslein will sich im andern verkriechen. Nur ein paar Schritte ist es von der Moschee bis zur Kunstgewerbeschule.

Ein altes unscheinbares Gebäude ist diese Schule, nicht ein Tempel der Arbeit, wie wir sie bei uns erstellen. Dunkle, niedrige Zimmer mit ausgetretenen Böden, ein großer eiserner Ofen im Winkel. An wenigen Tischen ein paar kleine Jungen, schmal und blaß, in dem Alter, wo sie bei uns noch lustig die Zeit vertun.

Erstaunlich aber ist es zu sehen, wie unter diesen Knabenhänden, geschickt und scheinbar mühelos die prachtvollen Arbeiten entstehen, die man unten in den Basaren bewundert. Mit den denkbar einfachsten Werkzeugen wird das alles gemacht, Vasen, Teller, Kaffeeservices aus Kupfer und Messing, mit zierlichen Gold- und Silbereinlagen, wahre Meisterwerke. Mannigfaltig sind die Gegenstände, noch reicher die Motive und von einem wirklich auserlesenen Geschmack, wie er dem orientalischen Kunsthandwerker eigen ist. Leider sind die Sachen sehr, sehr teuer.

Auch eine Teppichweberei besuchen wir, wo an größeren und kleineren Stühlen eine Schar Frauen und Mädchen arbeiten. Unter ihnen sind einige Türkinnen und — seltener Anblick — unverschleiert. Warum sie sich denn durchaus mit diesen häßlichen schwarzen Tüchern das Gesicht verhüllen müssen? Sie sehen doch durchaus nicht anders aus, als andere Frauen und Mädchen.

Echte Perser und Türken, in Wolle und Seide — die verschiedensten Webarten sind da zu sehen. Bei vielen Teppichen kommen Tausende von feinen kurzen Fädchen auf einen lächerlich kleinen Platz. Mit hastig schnellen Bewegungen werden diese Seidenfädchen, die nicht länger als ein ganz kleiner Kinderfinger sind, in die Kettenfäden geknüpft. Und es sind durchwegs feine, wohlgeformte Frauenhände, die diese Arbeit tun. Ob die Teppichweberei wohl die Hände formt?

An den Wänden der Arbeitsräume liegen hohe Haufen Soldatenmonturen aufgestapelt. Anstatt die prächtig gefärbten feinen Seidenfädchen zu knüpfen, müssen die schönen Frauenhände nun grobe Kleider flicken, die im wirklichen Sinn des Wortes feldgrau sind. Auch in diese Werkstätten stillen, andächtigen Fleißes hat der Krieg gegriffen.

An unserm Wege liegt eine alte serbische Kirche. Welch ein Unterschied gegen die ehrwürdige Begova-Moschee! Dort der hochgewölbte freie Raum, an den Wänden einfache Ornamente in wundervollen Farben, am Boden die uralten, unendlich kostbaren Teppiche, die Lampe an der dünnen Kette von hoch oben aus der Kuppel niederhängend, die heilige Nische, die die Richtung nach Mekka angibt, eine Art Kanzel — sonst nichts. Hier ein schmutziger Fußboden. Dunkle Stühle und Bänke, deren Schnitzereien unruhig wirken im düsteren Zwielicht. Goldumrahmte Ikonen — lederne Gesichter und hölzernsteife Figuren. Brennende Kerzen, Weihrauch. Alt, alt — unsagbar alt ist hier alles. Und die Luft ist schwer und dumpf.

Am Abend lädt uns unser Beg zu einer Tasse Kaffee in seine große, vornehme Villa ein. Nach uralter Sitte reicht man uns zuerst verzuckerte Früchte, dann erst den Kaffee, in den kleinen Schälchen.

Der Verwalter des Beg, ein hochgebildeter Mann, der viele Jahre in Wien studierte, trägt die Früchte und den Kaffee herein. Die Hausfrau dürfen wir nicht sehen. Einmal nur hörte man sie im Nebenzimmer flüstern. Dort ordnet sie wohl die Tassen und Teller, ist unsichtbar wie eine gute Fee ums Wohl der Gäste ihres Hauses besorgt.

Das Zimmer ist halb morgenländisch, halb abendländisch. Zwei Wände entlang läuft der Mindar, die breite gepolsterte Bank, mit köstlichem Stoff überzogen. Seidenkissen sind die Menge da. Auch der große schöne Teppich, der den ganzen Boden bedeckt, gehört zur orientalischen Einrichtung. An den Wänden aber hängen große Photographien — alles Männer, denn Frauen darf der Fremde selbst im Bild nicht sehen. Auch Etageren mit Nippsachen sind da und vieles andere, was man auch bei uns in einem Salon sieht; sogar das Modell eines Kruppschen Zweiundvierziger-Mörsers und der Lauf eines russischen Infanteriegewehrs, den die österreichische Kugel just in dem Augenblick getroffen, als die russische Kugel abgefeuert ward. Der Lauf ist gebrochen und aufgerissen. Man sieht die russische Kugel, die von der österreichischen mitten im Lauf breitgeschlagen wurde.

Als wir in unser Hotel zurückkehren, ist nur noch der letzte müde Schein der Dämmerung am Himmel. Es schneit immer noch, zagend und unstät, als halte irgend ein fremder Wille die trägen Wolken davon zurück, über die vielen Gassen und Straßen ihren weichen Flaum auszuschütten.

Ueber die Brücke des Miljakaflüßleins kommen wir. Wie ein leuchtender Blutstropfen glüht das ewige Lichtlein über dem Gedenkstein des ermordeten Fürstenpaars. Wie ein großer schwarzer Fleck liegt die Erztafel in der Straße. Nur wenige Menschen gehen eilig vorbei.

Zwei 75jährige Musikgrößen.

Zwei weibliche Musikgrößen vollendeten am Ende 1917 ihr 75. Lebensjahr: Cosima Wagner und La Mara (Marie Lipsius). Cosima Wagner, die Tochter Liszts, die Witwe Richard Wagners und Bewahrerin seines Lebenswerks, erblickte am 25. Dezember 1837 auf einem oberitalienischen Landsitz das Licht der Welt. Ihre Mutter war die Gräfin d'Agoult, die unter dem Pseudonym Daniel Stern berühmte Schriftstellerin. Sie wurde in Paris erzogen, kam aber als Achtzehnjährige mit ihrer Schwester Blandine nach Berlin, weil Liszt wünschte, daß seine Kinder deutscher Bildung teilhaftig werden sollten, und lebte im Hause von Hans von Bülows Mutter. Dieser unterrichtete Cosima im Klavierspiel und war begeistert von ihrem Genie und ward bald ihr Bräutigam, ohne indessen, wie die Briefe an seine Freunde bezeugen, ein allzu verliebter Verlobter zu sein. Nachdem sie in der Hedwigskirche in Berlin getraut worden waren, machten sie eine Hochzeitsreise nach der Schweiz, wo sie im Hause Wagners, den Cosima bereits in Paris kennen gelernt hatte, die Flitterwochen verlebten. In diesen ersten Jahren der Ehe war Frau Cosima vielfach literarisch tätig. Sie übersetzte Hebbels „Judith" und „Maria Magdalena" ins Französische. Als Richard Wagner dann in München seine Glanzzeit verlebte, bestrahlt von der Gunst König Ludwigs, lebten auch Bülows dort, und Frau Cosima ward dort der Schutzengel des Musikdramatikers, und hier entwickelte sich dann jenes Verhältnis, das später zur Scheidung von Bülow und zur Verbindung mit Wagner führen sollte.

Als Wagner wieder nach der Schweiz, in die Verbannung, gehen mußte, fehlte ihm dort die Beraterin, und Frau Cosima eilte zu ihm. Sie fand für ihn das idyllische Triebschen. Und hier — seine erste Gattin Wilhelmine war inzwischen in Dresden gestorben — stellte Wagner an seines Freundes Gattin die entscheidende Frage, ob sie die Seine werden wolle. Um Wagner heiraten zu können, mußte Frau Cosima zum protestantischen Glauben übertreten, weshalb Liszt, der strenggläubige Katholik, besonders gegen diese Verbindung war, später auch lange Zeit jeden Verkehr mit der einst heißgeliebten Tochter abbrach. Am 25. August 1869 ward sie in Luzern mit Wagner getraut; Hans Richter und Malvida von Meysenbug waren Trauzeugen. Erst jetzt zog sich Bülow, mehr wohl, um dem Klatsch nicht neue Nahrung zu geben, vom persönlichen Verkehr mit Wagner zurück; im Herzen blieb er diesem wohl dauernd ergeben, wie er auch Frau Cosima dankbare Gefühle bewahrte. Sie war die willensstarke Organisatorin der Bayreuther Festspiele, wie sie nach ihres Gatten Tode die alleinige Leiterin blieb. Wenig bekannt ist übrigens, daß Frau Cosima auch bei Nietzsche eine tiefe Liebesleidenschaft erregt hat. In der Triebschener Zeit des Wagnerschen Ehepaares entzündete sich diese Leidenschaft des Philosophen.

Neben der Tochter Liszts steht La Mara, die Schülerin und Biographin Liszt's, immerhin bedeutend genug da, daß man ihren Jubeltag wohl erwähnen darf. Auch sie, Marie Lipsius, gehört einer geistig bedeutenden Familie an. Als Tochter des berühmten Rektors der Thomas-Schule in Leipzig, Karl Lipsius, ward sie dort am 30. Dezember 1837 geboren und empfing mit ihren Brüdern (dem Theologen Richard, dem Architekten Konstantin und dem Philologen Justus L.) gemeinsam eine ausgezeichnete Erziehung. Durch den Verkehr mit dem Musikschriftsteller Richard Pohl wurde sie mit Liszt persönlich bekannt und kam in den Kreis der Fürstin Sayn-Wittgenstein, dem sie sich fortan auch literarisch widmete. Mit einer biographisch-kritischen Skizze über Liszt, zu der sie dieser selbst veranlaßte, begann sie ihre literarische Tätigkeit. Aus dieser Skizze, der andere über Chopin, Schumann u. s. w. folgten, erwuchsen die „Musikalischen Studienköpfe", die ihren Ruf begründeten und von denen nach und nach fünf Bände erschienen. Auch Liszts Werk über Chopin übersetzte La Mara ins Deutsche, Liszts Briefwechsel gab sie heraus, ferner die an die Fürstin Sayn-Wittgenstein gerichteten Briefe berühmter Persönlichkeiten und vieles andere mehr. Liszt, der ihr bis zu seinem Lebensende freundschaftlich zugetan war, ward auch von ihr poetisch verherrlicht, wie überhaupt La Mara auch reizvolle Skizzen veröffentlichte.